

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 29 (1967)

Artikel: 400 Jahre Bernerburgerfamilie König. Schluss
Autor: König, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-244817>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

400 JAHRE BERNBURGERFAMILIE KÖNIG

Von Dr. jur. Emil Koenig
(Schluß)

JOHANN SAMUEL KOENIG

Mathematiker und Jurist
1712—1757

Der im Exil seines Vaters, des Hofpredigers Samuel Koenig, 1712 in Büdingen (Hessen) geborene Johann Samuel wurde von ihm unterrichtet. Der gelehrte Vater pflanzte ihm neben der lateinischen und griechischen Sprache auch die besondere Zuneigung zu den mathematischen Fächern ein. 1729 bezog der Sohn mit siebzehn Jahren die Akademie seiner Vaterstadt Bern. Nach einem Semester in Lausanne zog es den Studenten Samuel nach Basel, um bei den großen Mathematikern Johannes I und Daniel Bernoulli, sowie Prof. Jakob Hermann, das Studium der Mathematik zu betreiben.

Das Zeitalter der Aufklärung war angebrochen, und der mathematischen Wissenschaft kam in dieser geistigen Bewegung eine bedeutsame Rolle zu. Der englische Naturforscher Isaac Newton (1643—1727) hatte mit der Anwendung seiner Bewegungsgesetze der Mechanik alle Himmelserscheinungen mit dem Lauf der Planeten um die Sonne verständlich gemacht und damit ein neues astronomisch-physikalisches Weltbild geschaffen. Unter Professor Johann Bernoulli, zu dessen Schülern zu gehören, schon eine Auszeichnung war, arbeitete sich Samuel Koenig in Newtons Prinzipien ein, die der 18jährige Student mit neuen Anmerkungen und sogar Beweisen versah. Im Unterricht bei Johann Bernoulli war der Franzose Pierre Louis de Maupertuis sein Mitschüler. Beide ahnten nicht, daß sich ihre gegenseitige Zuneigung zwanzig Jahre später in eine erbitterte Gegnerschaft verwandeln und zu einem Gelehrtenstreit führen würde, der weithin Wellen warf. Mit 21 Jahren verfaßte Koenig 1733 eine akademische Schrift über Rhetorik an der Basler Hochschule. In einem Brief an Leonhard Euler, Professor in Petersburg, der ein Lieblingsschüler des Johann Bernoulli war, schrieb Daniel Bernoulli 1735: «... Es wären noch einige Fremde und sonderlich ein gewisser Koenig aus Bern, so bei meinem Vater und mir gar lang Collegia gehalten und in Mathematicis sehr weit gekommen ist.» Durch Professor Hermann in Basel wurde Koenig in die Philosophie des großen Leibniz eingeführt, was ihn veranlaßte, in Marburg unter der Leitung von Christian Wolff, einem berühmten Philosophen, Mathematiker und Wortführer der Aufklärung, sich noch mehr in das philosophische Studium zu vertiefen und auch seine juristischen Kenntnisse zu vertiefen. Zwischen ihm und seinem Lehrer bildete sich ein dauerndes Freundschaftsverhältnis heraus.

Da sich für den in die Heimat Zurückgekehrten trotz glänzend bestandenen

Zulassungsexamen keine Möglichkeit bot, einen Lehrstuhl in Bern oder in Lausanne zu erhalten, übte Koenig mit Erfolg den Beruf eines Fürsprechers aus. Wie aus einem Brief an Prof. A. Haller in Göttingen, seinem Freund und Gönner, hervorgeht, trug er sich mit dem Gedanken, das undankbare Studium der Mathematik fahren zu lassen. Doch da traf Koenig in Basel mit seinem frühern Studiengenossen Maupertuis zusammen, der wieder einmal bei den Bernoullis zu Besuch war. Maupertuis nahm ihn und den jüngern Johann II. Bernoulli im März 1739 mit nach dem Schloß der gelehrten Marquise du Châtelet in Cirey an der lothringischen Grenze. Dort hatte Voltaire auf der Flucht vor dem Zensor des französischen Königs bei der von ihrem Gemahl, dem Generallieutenant du Châtelet, getrennt lebenden Marquise ein Asyl gefunden. Der französische Philosoph und Dichter hatte als Vorkämpfer der Aufklärung wegen seiner gefürchteten Angriffen gegen Adel und Klerus, Justiz und Religion, schon zweimal Gefängnisstrafen in der Bastille in Paris absitzen müssen. Die Marquise, die in Algebra und Geometrie sehr bewandert war, hatte sich unter dem Einfluß ihres Freundes Voltaire an die Übersetzung der Schriften Newtons gemacht, bedurfte aber dazu der Hilfe eines wissenschaftlichen Beraters. Während Bernoulli nach zehn Tagen wieder heimreiste, nahm Koenig diese Hauslehrerstelle an und führte die Marquise in die Philosophie von Leibniz ein. In einem Brief schildert er das Leben in Cirey, wo viele Gelehrte verkehrten. Auf einem Besuch zusammen mit der Marquise und Voltaire lernt Koenig den gelehrten Réaumur in Charenton kennen. Auf Anregung von Réaumur, nachzuweisen, daß beim Bau der Bienenzellen diese auf die geometrisch vollkommenste Weise konstruiert seien, erbrachte Koenig in einer Abhandlung diesen Beweis. Sie wurde von Réaumur in der Pariser Akademie vorgelesen, und daraufhin wurde Samuel Koenig mit 28 Jahren zum korrespondierenden Mitglied der Akademie. Schon im September 1739 hatte sich Koenig mit seiner Schülerin überworfen und mußte gehen. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris betätigte er sich wieder als Fürsprecher in Bern, war daneben auch literarisch tätig und bekämpfte zusammen mit dem Literaten Samuel Henzi in französisch abgefaßten Spottschriften die bald wieder versandeten Bestrebungen der in Nachwirkung der Haller'schen Alpendichtung in Bern gegründeten deutschen Gesellschaft. Auch mit J. J. Bodmer und C. Geßner in Zürich stand Koenig in Briefwechsel. Da unterschrieb er mit seinem jüngern Bruder Daniel ein Memorial, das eine Wahlart für den Rat der Zweihundert forderte, die nicht mehr auf einen kleinen Kreis privilegierter burgerlicher Familien beschränkt bleiben sollte. Wegen dieser in respektvollem Ton gehaltenen Petition, hinter welcher die regierenden Kreise schon so etwas wie eine Verschwörung witterten, wurde Samuel auf zehn und Daniel auf fünf Jahre aus dem Gebiet der Eidgenossenschaft ausgewiesen. Richard Feller bemerkt in seiner «Geschichte Berns», daß man Samuel Koenig Undank vorwarf, da doch sein als Pietist verbannter Vater erst vor wenigen Jahren begnadigt und nach Bern zurückgerufen worden sei. Feller fügte bei: «Schon der Vater war ein bedeutender Geist von umfassendem Wissen. Der Sohn übertraf

ihn noch.» Nicht zutreffend ist die Angabe Fellers, daß S. Koenig an die Preussische Akademie berufen wurde und in Berlin gestorben sei. (Vgl. Feller, Geschichte Berns, Bd. III, S. 448, 584 und 593.)

1744 erhielt Samuel Koenig auf Empfehlung Hallers den Lehrstuhl für Philosophie und Mathematik an der friesischen Universität Franeker. Der bernische Gelehrte erfreute sich bald großer Beliebtheit bei den Studenten und der Zuneigung des gleichaltrigen Prinz-Statthalters Friso von Oranien, den er auf verschiedenen Provinzreisen in Holland begleitete. Als die Residenz nach dem Haag verlegt wurde, zog ihn der Statthalter nach und ernannte ihn zum Hofrat und Bibliothekar. 1749 wurde Koenig Professor für Philosophie und Naturrecht an der Ritterakademie im Haag. Im gleichen Jahr wurde er auf Antrag von Maupertuis, den Friedrich der Große zum Präsidenten der erneuerten Preussischen Akademie berufen hatte, zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt. 1751 erfolgte die Ernennung Samuel Koenigs zum Mitglied der Königlichen Großbritannienischen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, an deren Spitze Haller stand, und auch zum Mitglied der Royal Society in London.

Noch während der Franeker Zeit Samuel Koenigs wurde sein Bruder Daniel durch holländische Bauern mißhandelt, die den französisch sprechenden Fremden für einen Spion hielten und ihn ins Gefängnis einlieferten. Durch Eingreifen der Universitätsbehörden wurde er wieder freigelassen. Nach Abschluß seiner medizinischen Studien wurde er vom Statthalter als Arzt im Soldatenlazarett in Rotterdam eingesetzt. Dort wurde er im November 1747, erst 32jährig, von einem hitzigen Fieber dahingerafft. Ergreifend gibt sein Bruder Samuel, der seine Erziehung geleitet hatte, in einem Brief an Haller vom 15. Dezember 1747 seinem Schmerz über den erlittenen schweren Verlust Ausdruck. Der Brief schließt mit den Worten: «Il faut se soumettre à la main de la Providence et baiser la verge qui nous châtie.» (Man muß sich der Vorsehung unterziehen und die Rute küssen, die uns züchtigt.)

Ein berühmter Gelehrtenstreit

Noch in Franeker hatte Koenig eine Arbeit vollendet, die sich mit dem 1746 von Maupertuis in den Memoiren der Berliner Akademie proklamierten «Prinzip der kleinsten Aktion» kritisch befaßte, wobei er jedoch der Persönlichkeit des Akademiepräsidenten alle Ehre erwies. Der Verfasser der streng sachlich gehaltenen Abhandlung gelangte zum Schluß, daß das von Maupertuis verkündigte Prinzip, wonach die Natur zu jeder Bewegung nur die kleinste Kraft zur Anwendung bringe, wohl ein wichtiges Spargesetz der Natur sei, aber nicht die Bedeutung eines neuen mathematisch-physikalischen Weltgesetzes besitze, wozu sich Maupertuis als sein Entdecker verstiegen habe. Der Akademiepräsident, der sich in Berlin zu einem eigentlichen Bonzen entwickelt hatte und keinen Widerspruch duldete, glaubte sogar, anhand seines Prinzips die Existenz Gottes nachweisen zu können. Außerdem stellte Koenig im März 1751 in den in

Leipzig erscheinenden Acta Eruditorum fest, daß Leibniz bereits vor vierzig Jahren in einem Brief vom 16. Oktober 1708 an Professor Hermann in Basel dieses Prinzip deutlich dargelegt habe. Diese Feststellungen lösten nicht nur in Berlin, sondern allgemein in der Gelehrtenwelt ein gewaltiges Aufsehen aus, und der eitle Maupertuis, der seit seiner Grönlandexpedition als der Entdecker der Abplattung der Erde große Bewunderung genoß, sah auf einen Schlag seinen Weltruhm bedroht. Trotz allen von der preussischen Regierung in Basel und Bern geforderten Nachforschungen nach dem Originalbrief — Koenig konnte sich nur auf eine von dem in Bern hingerichteten Samuel Henzi erworbene Kopie stützen — kam dieser weder im Nachlaß von Prof. Hermann, noch in den noch vorhandenen und seinerzeit nicht verbrannten Schriften Henzis zum Vorschein. Darauf wurde Samuel Koenig auf Betreiben des allmächtigen Akademiepräsidenten in der Sitzung vom 13. April 1752 der Brieffälschung schuldig erklärt. Dies wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht der größte Mathematiker seiner Zeit, der Basler Leonhard Euler, einer der Direktoren der Akademie, mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität die durch nichts begründete Anklage des mächtigen Präsidenten unterstützt hätte. Auch ein anderer Basler, der junge Bernhard Merian, der später einer der führenden Männer der Akademie wurde, hatte versagt und sich unbegreiflicherweise auf die Seite des Präsidenten gestellt. Mit der Fälschung, erklärte Maupertuis, wolle man ihm zugunsten des deutschen Philosophen Leibniz den Ruhm seiner Entdeckung rauben!

Samuel Koenig schickte nach dem gefällten Urteil sein Diplom sofort zurück und nahm, moralisch unterstützt von einer Reihe von Gelehrten, darunter Réaumur, in sachlich gehaltenen Schriften den Kampf mit Maupertuis auf, worauf dieser und Euler in Gegenschriften das Urteil der Akademie zu rechtfertigen suchten. Da erhielt Koenig in dem hin und her wogenden Gelehrtenstreit ohne sein Zutun einen mächtigen Bundesgenossen in der Person des Philosophen und Schriftstellers Voltaire, der neben seinen weniger erfreulichen charakterlichen Seiten eine selten anzutreffende Tugend besaß, nämlich sich mit Leidenschaft für unschuldig Verfolgte einzusetzen, selbst auf die Gefahr hin, dafür eingekerkert zu werden. In einer zum Ergötzen der gebildeten Welt von Madrid bis Petersburg verbreiteten Spottschrift, von der in Paris zehntausende von Exemplaren abgesetzt wurden, mit dem Titel «Diatribes du docteur Akakia, médecin du pape» gab Voltaire den ruhmsüchtigen Maupertuis vor der ganzen Welt der Lächerlichkeit preis. Auch Euler und Merian bekamen in einer Fortsetzung eins ab. Friedrich der Große griff in einer Schrift ebenfalls in den Streit ein und suchte seinen Akademiepräsidenten, der sich wegen einer schweren Krankheit nicht verteidigen könne, gegen Voltaires Schmähungen zu schützen. Er war über Voltaires Betragen empört und jagte seinen von ihm bisher so bewunderten französischen Gast vom Hofe fort. «Wenn Eure Werke Statuen verdienen, so verdient Eure Aufführung die Galeere», so schrieb er dem in Ungnade gefallenen Schriftsteller, und ließ die Schrift «Dr. Akakia» auf den öffentlichen Plätzen Berlins durch den Henker verbrennen. Doch Maupertuis sollte sich von

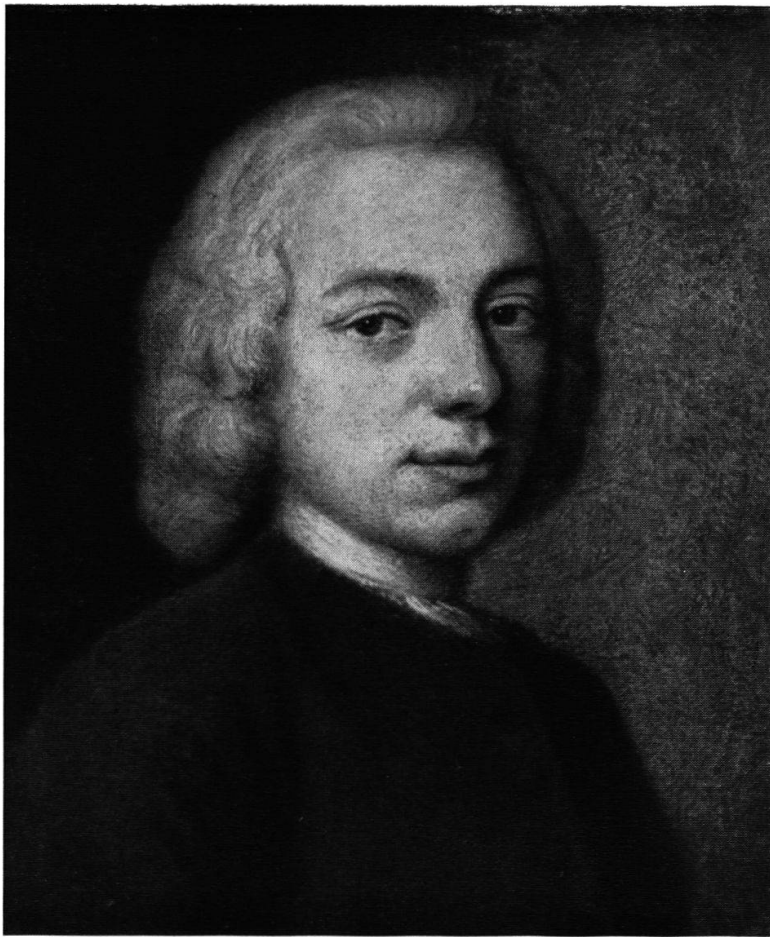
seiner schweren Niederlage vor der ganzen Weltöffentlichkeit nicht mehr erholen. Der Gelehrtenstreit war entschieden.

Für die Ehrenrettung des Samuel Koenig — der Beweis für die Echtheit des umstrittenen Leibniz-Fragmentes vom 16. Oktober 1708 war immer noch nicht erbracht — hatte sich 1889 der nachmalige Berner Mathematikprofessor Dr. J. H. Graf in einem akademischen Vortrag in überzeugender Weise eingesetzt, worauf 1892 Emil Du Bois-Reymond, der Präsident der mathematischen Klasse, in einer Festrede vor der versammelten Akademie in Berlin erklärte, daß sich die Vorgänger bei der Fällung des Urteils über Samuel Koenig einer schwer begreiflichen Übereilung schuldig gemacht haben.

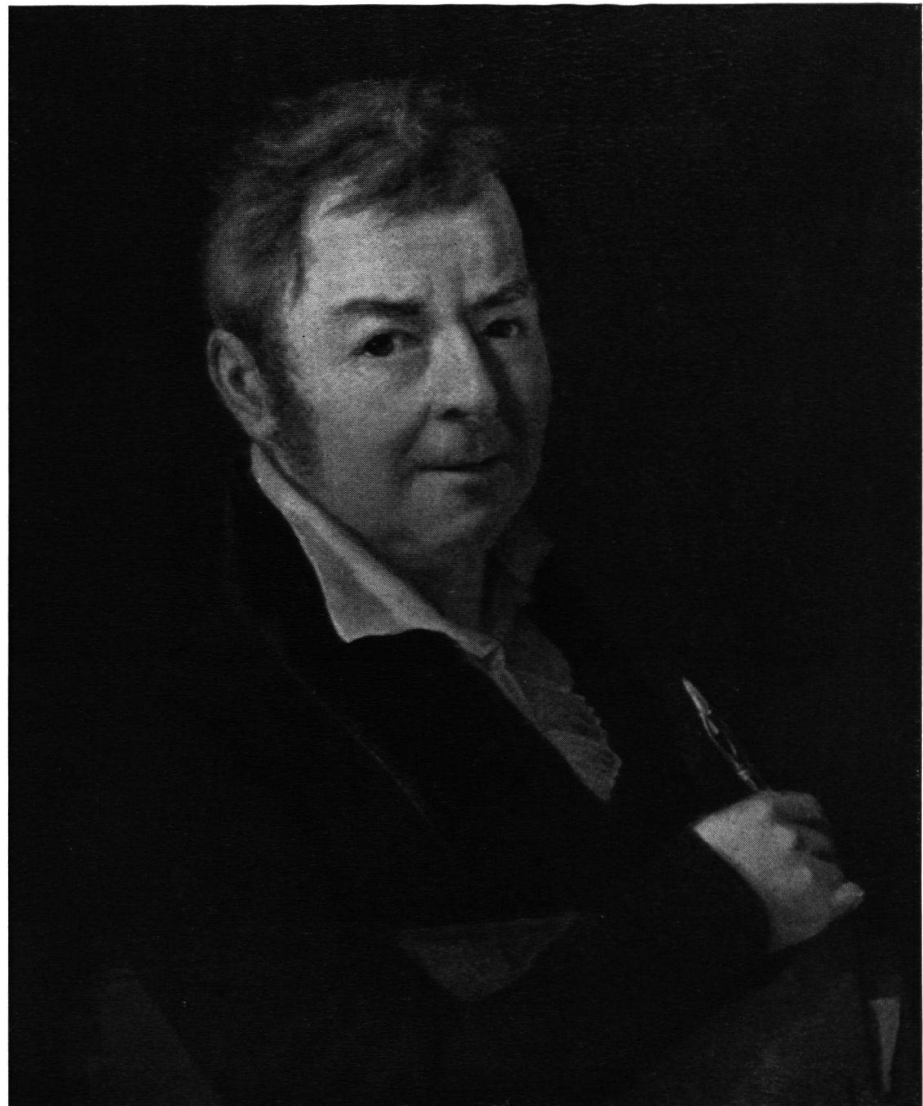
Das letzte Wort in diesem Gelehrtenstreit, der weniger wegen des Streitgegenstandes als durch die darin auftretenden Persönlichkeiten, Voltaire und Friedrich den Großen, berühmt geworden ist, deren Entzweiung er bewirkte, wurde erst anderthalb Jahrhunderte später gesprochen, als es dem Herausgeber der großen Leibniz-Ausgabe der Berliner Akademie, Professor Willy Kabitz, 1913 gelang, auf Grund einer Anzahl Abschriften von Briefen an und von Leibniz, die er auf der Herzoglichen Bibliothek in Gotha entdeckte, die Echtheit des von Samuel Koenig angerufenen Leibnizbriefes außer allen Zweifel zu setzen.

Samuel Koenig, der in den letzten Jahren seines Lebens von körperlichen Leiden heimgesucht war, und der in einem jahrelangen Gelehrtenstreit um seine persönliche Ehre kämpfen mußte, starb erst 45jährig am 21. August 1757 an einem Hirnschlag bei einem Spaziergang auf dem Landgut Zuilenstein bei Amerongen. Seine reichhaltige Bibliothek, die aus mehreren tausend Bänden bestand, und seine wertvolle Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente, die 600 Stücke aufwies, wurden veräußert und zerstreut. Professor Graf schließt seine Würdigung Koenigs mit den Worten: «Die kleinliche politische Ungunst und Kurzsichtigkeit seiner Zeitgenossen haben bewirkt, daß dieser größte mathematische Denker Berns im vorigen Jahrhundert fern, in fremden Landen sich zu rasch verzehren sollte. Wenn auch Koenig sein Leben nur auf 45 Jahre gebracht hat, so hat er doch die Achtung der bedeutendsten Gelehrten Europas mit ins Grab genommen; kaum 40jährig war er Mitglied der größten Akademien der damaligen Gelehrtenwelt, und damit hat er in der Kulturgeschichte des engern Vaterlandes neben Albrecht von Haller einen hervorragenden Ehrenplatz.»

Wenn schon Samuel Koenig nicht zu den großen Mathematikern seiner Zeit, den Euler und Bernoulli mit ihren genialen schöpferischen Leistungen gehört, so war er doch ein bedeutender Gelehrter seiner Zeit, der neben seiner starken mathematischen Begabung auch auf andern Gebieten über reiche Kenntnisse verfügte. Ein Jahr nach seinem Tod traf sein erbitterter Gegner Maupertuis als ein gebrochener Mann in Basel ein und wurde im «Engelhof» von der Familie des Professors Johann Bernoulli-König gepflegt. Er starb daselbst am 27. Juli 1759. Seine Gebeine ruhen unweit Basel, in der alten katholischen Kirche von Dornach.



Johann Samuel Koenig
Prof. phil. et iur.
zu Franeker und im Haag
(1712—1759)



Maler Franz Niklaus König
(1765—1832)

FRANZ NIKLAUS KÖNIG
Bernischer Landschafts- und Trachtenmaler
1765—1832

Franz Niklaus König, den sein Zeitgenosse und mit ihm befreundete Maler Rieter als den geistreichsten Schweizerkünstler seiner Zeit bezeichnet hat, wurde am 6. April 1765 als Sohn des Flachmalers Emanuel König in Bern und der Maria Jaberg aus Oberdießbach geboren. Er gehört, genealogisch betrachtet, einem sogenannten unechten Nebenzweig an, der ausgestorben ist. Sein Großvater Emanuel, Zollkommissar zu Aarberg, ein Bruder des Pietisten, Pfarrers und Professors Samuel, begab sich 1729 nach Spanien. Er hinterließ neben einer ehelichen Tochter einen unehelichen Sohn Emanuel, der ihm durch ein Urteil des bernischen Obergerichtes vom 28. Februar 1729 zugesprochen wurde.

Dieser Emanuel betrieb als Flachmaler und Lackierer in der Postgasse in Bern sein Handwerk, und dort erlernte Franz Niklaus, der älteste Sohn aus der zweiten Ehe seines Vaters mit Maria Jaberg, das Malerhandwerk. Nach dem Spruch «Früh übt sich, wer ein Meister werden will!» mußte der Junge, noch kaum der Schule entwachsen, mithelfen, weil er dem Vater möglichst bald einen Meistergesellen einsparen sollte. Bald einmal war er soweit, daß er Wappen, Ornamente und Wirtshausschilder flott zeichnen und malen konnte. Von 1779—1782 kommt er in Bern in die Lehre bei Tiberius Wocher und bei dessen Sohn Marquard Wocher, dem Schöpfer des bekannten Panoramas von Thun. Für seine künstlerische Entwicklung war die Rückkehr Sigmund Freudenbergers aus Paris nach Bern von großer Bedeutung. Der vom französischen Meister Boucher stark beeinflusste Freudenberger nahm den begabten König als Schüler an und machte ihn mit der französischen Kunstrichtung vertraut. Bei diesem bedeutenden bernischen Künstler erhielt Franz Niklaus während drei Jahren eine strenge Schulung im Zeichnen und Aquarellieren, die seinen spätern Schöpfungen ihr unverkennbares Gepräge gab. Von Balthasar Dunker erlernte König das Radieren und die Landschafts- und Genredarstellung anhand von Stichen der holländischen und französischen Malerei und machte sich dabei frei von einem zur Routine führenden Atelierbetrieb, wie er unter Aberli und andern im Schwange war.

Kaum 21jährig wurde Franz Niklaus König am 20. März 1786 in Kirchlindach mit Maria Magdalena Wyß, einer Bernburgerin, getraut. Von seinem Vater wurde ihm die Werkstatt überlassen. Doch wenige Jahre darauf gab Franz Niklaus die handwerkliche Malerarbeit auf, um sich als freischaffender Kunstmaler durchzusetzen und auf diese Weise sein Brot zu verdienen. Es erscheinen seine ersten Trachten-, Genre- und Landschaftsbilder, die in ihrer Frische, in dem gesunden Volkstümlichen, schon seine eigene Handschrift zeigen, sich aber doch noch stark an Vorbilder seines Lehrmeisters halten.

Bewährung als Artillerieoffizier

Franz Niklaus König war inzwischen als guter Bernburger ein begeisterter Artillerieoffizier der bernischen Miliz geworden und hatte Freude am Distanzenschätzen und Reiten im Dienst. Er machte 1792 im Jura die Grenzbesetzung mit. Ein von ihm gemaltes Bild zeigt bernische Artillerie auf der Grenzwatch bei La Reuchenette. Er hat sich mit seinem frohen geselligen Wesen unter seinen Dienstkameraden rasch einen Freundeskreis geschaffen. Er singt und musiziert und fühlt sich im bunten Tuch so wohl, daß ihn seine Malerfreunde ermahnen müssen, darüber nicht seinen Malerberuf zu vernachlässigen. Da läuteten im Berner Land die Sturmglocken. In den ersten Märztagen 1798 kommt es zum Kampf gegen die ins Land eingedrungenen französischen Revolutionstruppen. Der Artilleriehauptmann König deckte mit seiner schweren Batterie die Aareübergänge bei Lengnau. Er brachte mit seinen Geschützen das gegnerische Feuer zum Schweigen, als der Befehl eintraf, die Kanonade einzustellen. Solothurn, wo sich das Hauptquartier der Division befand, hatte kapituliert. Es gelang König, als darauf die bernischen Infanterietruppen sich auflösten und die Dragoner, welche der Batterie zum Schutz beigegeben waren, davonestürmten, die eigene Mannschaft fest in der Hand zu behalten und mit seiner Batterie einen geordneten Rückzug über Herzogenbuchsee nach Bern zu vollziehen. Anton von Tillier erwähnt in seiner «Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern» im Kapitel über den Untergang Berns die tapfere und feste Haltung des Artilleriehauptmanns König, welcher nicht kopflos gewesen sei, sondern sich in guter Ordnung nach Herzogenbuchsee zurückgezogen habe. «Nur die Artillerie schlug, dem Ruhme und der Ehre des Vaterlandes getreu, den Weg nach der Hauptstadt ein.» Im «Berner Tagebuch» erschien am 24., 27. und 29. April 1798, also kurz nach den kriegerischen Vorgängen bei Lengnau vom 2. März eine «Relation des Angriffs bey Lengnau und des Rückzugs gegen Solothurn», verfaßt von «F. Nikl. König, Mahler, gewesener Artilleriehauptmann». Sie ist von Hermann Merz in Burgdorf durch den Abdruck in der «Schweizerischen Vierteljahrschrift für Kriegswissenschaft» (1923) der Vergessenheit entrissen worden. König hatte die Relation verfaßt, um den falschen Gerüchten, die nach dem erlittenen militärischen Debacle überall im Lande umgingen und sich wie eine Flutwelle ausbreiteten, durch eine wahre und ungeschminkte Darstellung des wirklichen Kampfverlaufes entgegenzutreten. Dabei deckte er mit militärischer Sachkenntnis die vielen Fehler und Nachlässigkeiten auf, welche die bernischen Truppenführer bei der Vorbereitung und Durchführung der militärischen Aktionen, die durch Gegenordres aus Bern noch durchkreuzt wurden, begingen. Zwischen Verrätereien und militärischem Ungenügen sei aber doch ein beträchtlicher Unterschied zu machen. Er stellte bei seinem Abwägen des einen und des andern fest, daß viele Offiziere und Soldaten als Landesverteidiger ihre Pflicht erfüllten und sich mit echtem altem Schweizermut dem Feind entgegenstellten, während viele andere, vom General bis zum Tambour, teils aus Mangel an

Kenntnissen, teils aus Feigheit versagt haben. Fehler hätten alle gemacht, und nun sei es an der Zeit, zur fernern Rettung des Vaterlandes einander zu vergeben und über die Geschehnisse hinwegzukommen. Zum Schluß gedenkt König seiner Untergebenen, die «mit Aufmerksamkeit, Muth und Eifer» seine Befehle vollzogen, «ohne je von der Stelle zu weichen».

Major Merz bemerkt in seiner Würdigung der Relation: «König muß ein idealer Soldat, ein trefflicher Offizier gewesen sein. Hatte er wohl eine Ahnung davon, daß er sich selber mit dem Schluß der Bemerkungen ein glänzendes Zeugnis ausstellt? Warum ist ihm die Retirade so gut geglückt? Weshalb sind seine Befehle ‚mit Aufmerksamkeit, Muth und Eifer‘ vollzogen worden? Warum darf er die ‚gute Ordnung‘ loben? Weil seine Untergebenen sich auf ihren Führer verlassen konnten, weil sie wußten, daß ihr Hauptmann ein Mann war, der seinen Beruf als Offizier kannte.»

Des Malers Werke

Nach dem Umsturz und der Plünderung des wohlhabenden Bern, der Staatskasse wie der Familienvermögen, durch den französischen Eroberer, herrschte unter den Künstlern in dem vorher so kunstfreundlichen Bern bittere Not. König, der den Soldatenrock für immer ausgezogen hatte, verlegte seinen Wohnsitz von Bern zuerst ins Schloß Interlaken und von 1803—1809 nach Unterseen. Er verlebte jetzt in emsigem Schaffen seine besten und glücklichsten Jahre am Thunersee. Es entstehen seine schönsten Blätter in dieser lieblichen und friedlichen Landschaft wie der «Abendsitz», der «Kiltgang» im Glanz einer Mondscheinnacht, die «Trauung» in der Kirche zu Unterseen, der «Taufgang» oder die «Gluck-Henne». Es sind Bilder, die mit ihrer natürlichen und schönen Erfassung bernischen Volkstums und bernischer Sitten den Betrachter auch heute noch entzücken. Er war unter den bernischen Kleinmeistern, die sich im Zeitalter Rousseaus, unter seinem Ruf «Zurück zur Natur», so völlig in ihrem künstlerischen Schaffen dem Idyllischen hingaben, einer der vielseitigsten und arbeitsamsten. Er beherrschte die Federzeichnung wie das Bleistiftzeichnen, die Pastellmalerei wie das Öl- und Aquarellmalen, und mühelos eignete er sich auch noch im vorgerückten Alter neue technische Verfahren in der farbigen Lithographie und dem Gebiet der Druckgraphik an. An die dreißig kolorierte Gravuren zeigen Ansichten aus der nähern und weitem Umgebung von Interlaken.

In dieser Schaffensperiode des Künstlers wird erstmals 1805 auf Anregung des Schultheißen von Mülinen das Alphirtenfest zu Unspunnen zur Neuerweckung des vaterländischen Geistes durchgeführt, und dem Maler und ehemaligen Artillerieoffizier wird die Organisation dieser großen patriotischen Festveranstaltung übertragen. Sie soll Stadt und Land — vielfach entzweit — wieder enger miteinander verbinden. König mußte auch für die Unterbringung der geladenen hohen auswärtigen Gäste besorgt sein. Von den malerischen ländlichen Aufzügen, den Liedern, Reigen, Wettkämpfen zeigten sich unter den

begeisterten Zuschauern die Damen de Staël und die Malerin Vigée-Lebrun, die im Hause Königs untergebracht war, entzückt und ergriffen. 1808 begleitete der Maler auf Weisung der bernischen Regierung König Friedrich I von Württemberg auf seiner Tour ins Berner Oberland. Für diesen Auftrag war er, der schon damals Interlaken zu einem Kurort machen wollte, der rechte Mann. Von ihm gibt es auch ein Reisebüchlein für die Alpen. Vom König von Württemberg erhielt der Maler Aufträge zur Ausführung seiner Gemälde des Staubbachs im Lauterbrunnental und der Reichenbachfälle. Diese Bilder werden als Königs bedeutendste Schöpfungen angesehen.

Als König 1809 mit seiner zahlreichen Familie nach Bern zurückkehrte, stand die Existenzfrage im Vordergrund. Um sein tägliches Brot für seine damals lebenden zwölf Kinder zu haben, gab er Mal- und Zeichenunterricht, führte einen Kunstmappenbetrieb, und machte sich das aufkommende lithographische Verfahren zunutze. Daneben malte er Landschaften, Porträts, Militär- und Trachtenbilder und schmückte die von den Dichtern Kuhn und Wyß herausgegebenen «Alpenrosen», sowie Kalender und Neujahrsblätter mit reizenden Illustrationen.

Der «königliche» Propagandist

Mit seinen Lichtschirmen hatte König in seiner Vaterstadt starken Zuspruch gefunden, und das führte ihn aus merkantilen Gründen dazu, große Transparentmalereien mit Öl auf Papier herzustellen. Er beleuchtete sie auf der Rückseite mit starkem Kerzenlicht, um sie an Stangen befestigt im verdunkelten Raum gegen Eintritt dem Publikum vorzuführen. Er erreichte damit ausgezeichnete Leuchteffekte, zumal mit seinen vom Mond beglänzten Stadtansichten und ländlichen Gegenden. Der Künstler soll hundert solcher Transparente geschaffen haben, 39 befinden sich im Kunstmuseum in Bern. Im Jahr 1815 eröffnete er mit acht solchen «Diaphanoramen», wie er sie nannte, in seiner Wohnung an der Marktgasse 41 in Bern das erste Transparentkabinett. Der Erfolg, den er damit erzielte, bewog ihn, neue Bilder auszuführen und schließlich damit ins Ausland zu gehen, ähnlich wie ein Musiker auf Konzertreisen.

Mit seinem 19jährigen Sohn Fritz, dem spätern Pfarrer zu Habkern und zu Affoltern bei Aarberg, unternahm der Maler 1816 seine erste Reise, die ihn über die Ostschweiz nach Süddeutschland, nach München, Frankfurt und Stuttgart führte und ein halbes Jahr dauerte. Ihr Ergebnis war in gesellschaftlicher und finanzieller Beziehung so befriedigend, daß im Jahr 1820 eine zweite Deutschlandreise folgte. Auf ihr gelangte er auch nach Weimar und gab bei Goethe eine Vorstellung. Goethes Altersfreund Heinrich Meyer aus Stäfa am Zürichsee schreibt darüber in einem Brief: «Hier war vor wenigen Tagen der Maler König aus Bern; er zeigte vortreffliche transparente Landschaften; er selbst war verständig, in gewissem Sinne geistreich zu nennen, auch kreuzbrav!» Über seine Begegnung mit Goethe, die im Haus des Dichters vor sich ging, berichtet der Maler einige Tage später aus Weimar seiner Frau: «... Göthe habe ich eine

eigene Vorstellung gegeben, da er nicht wohl ist und das Geschwärm nicht vertragen kann. Er war ungemein zufrieden; es kann dieß für die Zukunft von großen Folgen sein. . .»

Vom Dezember 1820 bis Januar 1822 hielt sich König ein volles Jahr in Paris auf, wo er seine Transparente französischen Künstlern und auch der königlichen Familie und dem Herzog von Orléans vorführte. In Paris bildete er sich bei dem führenden Lithographen Engelmann weiter. Die erlernte Kunst des lithographischen Druckverfahrens kam ihm dann bei seinem spätern Schaffen in Bern sehr zustatten. Auch die Westschweiz hat König mit seinen Transparenten bereist.

Maler Franz Niklaus König war einer der ersten, der mit seinen in Städten und fürstlichen Residenzen in Deutschland vorgezeigten und erläuterten Transparent-Malereien unsere Alpenrepublik zu einem Gegenstand der Bewunderung machte. Dr. E. Blösch, Professor und Oberbibliothekar der Stadtbibliothek Bern, hat 1882 und 1883 im «Berner Taschenbuch» die Reisebriefe des Malers an seine «liebe Freundin» in Bern, «Mad. Koenig, née Wyß, rue du Marché 41», im Jahr 1829 dagegen «... Arcade de l'Hôtel de Musique», herausgegeben. Sie sind mit ihrer natürlichen und lebendigen Schilderung von Städten, großen und zwerghaften Fürstenhöfen, vielen Persönlichkeiten von Namen und Rang, vom Volksleben in Paris, von seinem künstlerischen Schaffen auf seinen Reisen, ein reizvolles Kulturdokument, das man auch noch nach 150 Jahren mit Vergnügen zur Hand nimmt. Blösch charakterisiert Franz Niklaus König als Propagandisten und Werber für die Schönheiten unseres Landes trefflich mit den Worten: «Der Maler selbst stellte sich als ein ächter Schweizer dar. Sein schlichtes, natürliches und doch originelles Wesen, sein derber zutraulicher Humor, sein bescheidenes und doch selbstbewußtes Auftreten ließen ihn so recht als Typus des «Alpensohnes» erscheinen und halfen nicht wenig dazu, das günstige Vorurteil des Auslandes für den schweizerischen Volksschlag zu begründen und zu nähren.»

Seine Transparente haben 1965 im «Jahr der Alpen» in einem Pavillon des Verkehrshauses in Luzern als attraktiver Bestandteil der Ausstellung viele Besucher erfreut und sind bei ihrer Wanderschaft, die sie einst bis in den hohen Norden und nach Moskau führten, 1966 an der Jahrhundertfeier von Monte Carlo außerhalb der Landesgrenze nochmals zu Ehren gekommen.

Aus den Briefen, die Franz Niklaus König in kurzen Abständen von seinen Reisestationen an seine Frau geschickt hat, ersieht man, wie schön und innig sein Familienleben war, wie er als zärtlicher Gatte und liebend besorgter Vater an seinen nächsten Angehörigen hing und wie ihm der Tod eines seiner Kinder, den ihm seine Frau in einem schwarz umhüllten Umschlag nach Paris kundtat, nahe ging. Von seinen 19 Kindern lebten in seinem vorgerückten Alter nur noch vier. In seinem Atelier kolorierten drei Mädchen seine Stiche und Lampenschirme, um damit zum Unterhalt der Familie, die nie auf Rosen gebettet war, das ihrige beizutragen.

Ein schwerer und unersetzlicher Verlust war es für Vater König, als sein am 15. März 1790 geborener Sohn *Georg Rudolf* mit 25 Jahren an den Folgen einer

Brustkrankheit, die in seiner Gefängniszelle in Bern ausgebrochen war und zu seiner provisorischen Haftentlassung geführt hatte, am 13. Juni 1815 auf einem Landgut bei Bümpliz starb. Unter der Anleitung seines Vaters hatte er es als Kunstmaler soweit gebracht, daß er 1807 in Zürich und 1808 in Bern seine Gemälde ausstellen konnte. In Paris bildete er sich in der Malerwerkstatt des französischen Meisters des Klassizismus, Jacques Louis David, weiter aus und machte während seines Aufenthaltes von 1810—1813 in der französischen Hauptstadt in der Malkunst große Fortschritte. Die Berner Regierung hatte ihm in Anerkennung seiner Leistungen ein Geldgeschenk zukommen lassen, und beim Wettbewerb für eine vorzüglich geratene Zeichnung nach Gipsmodell erhielt er von der akademischen Curatel in Bern die goldene Medaille.

In die Heimat zurückgekehrt, führte der hoffnungsvolle junge Künstler besonders Porträtaufträge aus. Da mußte er wegen seines Brustleidens die Arbeit unterbrechen und im Berner Oberland Erholung suchen. Dort wurde er zu seinem Verhängnis in die politischen Umtriebe verwickelt, die im August 1814 gegen die Wiederherstellung der Herrschaft des Patriziats gerichtet waren. Wegen einer Petition an die Regierung wurde er verhaftet, nach Bern ins Gefängnis geführt und wegen Rebellion zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Mit Rücksicht auf seine ernste Erkrankung wurde Georg Rudolf provisorisch aus der Haft entlassen, starb jedoch wenige Monate später. Noch im Gefängnis hatte er von seinem ihn oft besuchenden Freund Pfarrer Roschi ein eindrucksvolles Porträt in Öl geschaffen und neben die Signatur die Worte gemalt «in carcere». Im «Berner Taschenbuch» 1899 klingt in den veröffentlichten Aufzeichnungen, die der Vater am Sterbebett seines kunstbegabten Sohnes gemacht hat, seine erschütternde Totenklage auf. Marcus Bourquin erklärt in seiner 1963 in der Reihe der «Berner Heimatbücher» erschienenen Arbeit «Franz Niklaus König — Leben und Werk», Bern habe mit dem Tod des frühreifen Künstlers seinen bedeutendsten Vertreter der jüngsten Generation verloren.

Franz Niklaus König ist über diesen Verlust nie hinweggekommen. Am 27. März 1832 nahm der Tod dem bis an sein Lebensende rastlos schaffenden Maler, der die bernische Heimat und bernisches Wesen so sehr geliebt und verherrlicht hat, den Zeichenstift aus der Hand.

KARL GUSTAV KÖNIG

Professor der Rechte an der Universität Bern

1828—1892

Karl Gustav König wurde am 19. Dezember 1828 als zweitältester Sohn des Rudolf König, Pfarrer zu Radelfingen, und der Bernburgerin Marie Sophie Küpfer geboren. Sein Vater war ein grundgelehrter Mann, der von 1823 bis zu seinem 1868 erfolgten Tod segensreich in seiner Pfarrgemeinde Radelfingen wirkte. Genealogisch ist interessant, daß Karl Gustav durch die aufsteigende Linie der

mütterlichen Verwandtschaft Albrecht von Haller zu seinem Ahnen hatte. Diese Linie der mütterlichen Vorfahren führte zu Marianne Haller, dem einzigen Kind aus der ersten Ehe des großen Mannes mit Marianne Wyß. Die aus dieser Ehe hervorgegangene Tochter lebte von 1723—1811 und war mit Franz Ludwig von Jenner, Landvogt zu Nidau und Mitglied des Kleinen Rats, verheiratet. Ihre Urenkelin war die Mutter des Karl Gustav.

Schon als Gymnasiast in Bern zog Karl Gustav die Aufmerksamkeit auf sich, als er mit jugendlichem Eifer die alten Sprachen lernte und ganze Stücke aus den römischen und griechischen Schriftstellern der Antike auswendig lernte, die er in der Dorfkirche zu Radelfingen in den Ferien laut deklamierte. Er zog dann aber doch dem Studium der Philologie dasjenige der Jurisprudenz vor, weil sich auf dem weiten Gebiet des Rechts größere Möglichkeiten für die Betätigung seines kritischen Geistes und seines kämpferischen Temperamentes zeigten. Er studierte die Rechte in Bern, Heidelberg und München. Als Karl Gustav im Wintersemester 1851/52 in Heidelberg war, machte er die Bekanntschaft mit Carl Burckhardt, dem spätern Rats Herrn in Basel. In der Lebensbeschreibung, die der Basler Regierungsrat Dr. jur. Carl Christoph Burckhardt seinem 1901 verstorbenen Vater Dr. Carl Burckhardt widmet, findet sich eine Stelle, worin der lebenslänglichen Freundschaft gedacht wird, die seinen Vater mit König verband. Darüber heißt es: «Zu den zahlreichen Basler Kommilitonen gesellten sich Schweizer aus andern Kantonen; unter ihnen hat er (Carl Burckhardt) in König von Bern, dem nachmaligen Professor, einen Freund gefunden, den erworben und bis zu dessen Tod in ungetrübter Zuneigung besessen zu haben, er stets als einen der besten Gewinste seines Lebens empfunden hat. ‚Breit, stark, ein guter Kopf, ein guter Redner, energisch, vielseitig, ein unermüdlicher Arbeiter; der wird es später zu etwas bringen‘, so schilderte er die eindrucksvolle Figur an seine Mutter.»

In Bern bestand König 1854 das Fürsprecherexamen und erhielt bald darauf die Stelle als Kammerschreiber am Obergericht. Nach wenigen Jahren eröffnete er in Bern eine Anwaltspraxis, die er bis 1871 ausübte und zu großem Ansehen brachte. Er wurde dank seinen Kenntnissen im englischen und amerikanischen Recht Rechtskonsulent von Gesandten ausländischer Staaten, die in Bern akkreditiert waren. Mehrmals mußte er in dieser Eigenschaft nach England reisen, und einmal folgte er einem Ruf des russischen Reichskanzlers nach Petersburg. Doch auch gegenüber einflußreichen Klienten behielt er sich seine eigene Meinung und Handlungsfreiheit vor. Das zeigte sich in einem internationalen Seerechtsstreit in der Alabamafrage. Im Jahr 1872 hatte Amerika Prof. König als Schiedsrichter vorgeschlagen. Er war damals Rechtskonsulent Englands. Doch der damalige englische Gesandte Bonar entschied sich für alt Bundesrat Stämpfli, da König ihn kurz vorher vor den Kopf gestoßen hatte. Stämpfli fällt dann in diesem Streit den Entscheid völlig zugunsten der Vereinigten Staaten, worüber man selbst in Amerika erstaunt war.

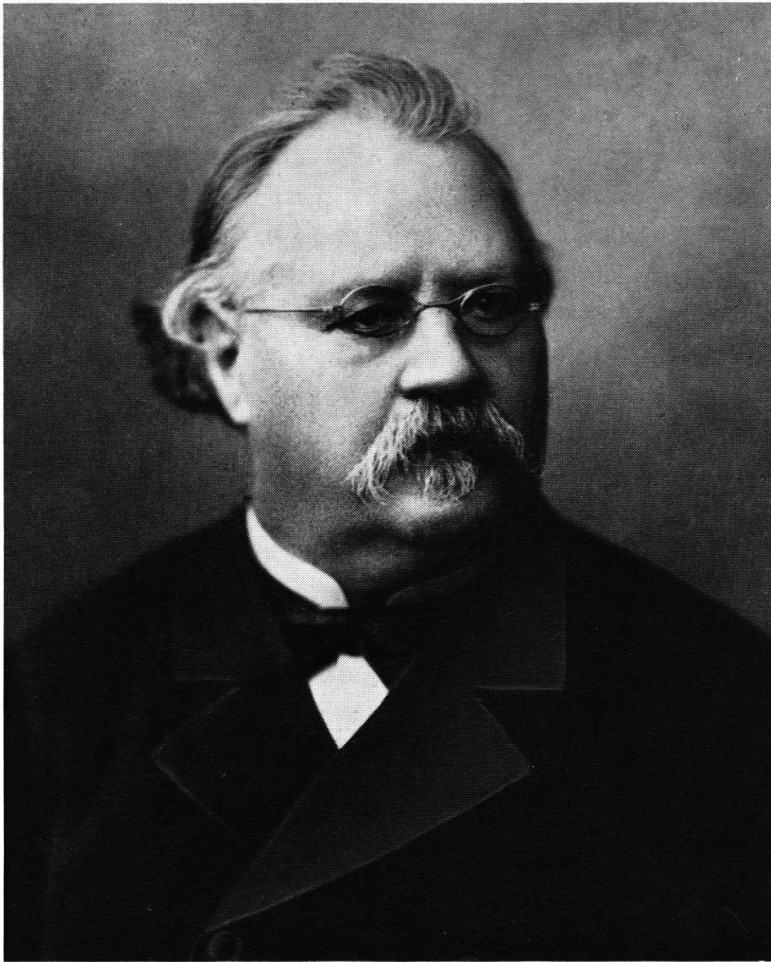
In seiner Anwaltszeit trat Karl Gustav König auch in der kantonalen und in

der eidgenössischen Politik, wenn auch nur kurze Zeit, hervor. Er gehörte von 1866—1871 als Vertreter der protestantischen Konservativen dem Berner Großen Rat und ab 1867 auch dem Ständerat an. Doch auch in diesen politischen Ämtern ließ er sich nicht in eine Parteischablone pressen. Er behielt auch gegenüber seinen Freunden und Parteigenossen seine eigene Meinung, die er schroff und unbeugsam vertrat, wenn er von ihrer Richtigkeit überzeugt war. Auf billige Volkstümlichkeit gab er nichts. Notwendigen Neuerungen entzog er sich nicht; aber alle fortschrittliche Phrasenmacherei war ihm in der Seele zuwider. Verstöße gegen das Recht wurden von ihm erbittert bekämpft.

Als er als Nachfolger von Prof. Leuenberger 1871 auf den Lehrstuhl für vaterländisches Recht an der Berner Hochschule berufen wurde, trat er von seinen politischen Ämtern zurück. Nachdem er sich schon als Anwalt auf juristischem Gebiet literarisch betätigt hatte, konnte er sich nun völlig der Wissenschaft und dem akademischen Unterricht hingeben. Als ein wichtiger Ertrag seiner wissenschaftlichen Arbeit erscheint sein eingehender Kommentar zur Berner Zivilgesetzgebung. Als Mitglied und Präsident des Schweizerischen Juristenvereins trug er mit seinen reichen Kenntnissen der einheimischen wie auch der ausländischen Gesetzgebung das seine zu den Reformbestrebungen im schweizerischen Recht bei. Auch mit Fragen des Prozeß- und Versicherungsrechtes hat er sich eingehend befaßt. Die Zahl seiner Beiträge und Besprechungen der in- und ausländischen Rechtsliteratur in der «Zeitschrift des Bernischen Juristenvereins» ist beträchtlich, und seine publizistische Tätigkeit an diesem Vereinsorgan war überaus fruchtbar. Er leitete das Blatt souverän von 1871—1880, in welchem Jahr Königs schonungslose Kritik am bernischen Obergericht und seinen wissenschaftlich zu wenig fundierten Urteilen zu heftigen Auseinandersetzungen führte und Prof. König veranlaßte, als Redaktor zurückzutreten. Mit seiner scharfen Feder hatte sich König auch als Präsident des Schweizerischen Juristenvereins viele Gegner geschaffen, was im gleichen Jahr zu seiner Nichtwiederwahl in den Vorstand führte.

Im Jahr 1877 stand Prof. König auf der Höhe seiner akademischen und wissenschaftlichen Laufbahn. In diesem Jahr war er Rektor der Universität und hielt bei der Feier zum Gedenken an den 100. Todestag Albrecht von Hallers im Berner Münster die Gedächtnisrede. Sie endete mit einem prächtigen naturhaften Bild:

«Wie die Sonne, nachdem sie niedergetaucht ist, oft noch einmal unsere Berge in wunderbarem Glanz erglühen läßt, so ließ auch diese ganz Europa ergreifende Teilnahme die Riesengestalt Albrecht von Haller noch einmal im überirdischen Lichte erglänzen, und wie die höchsten Spitzen noch lange beleuchtet bleiben, nachdem die niedrigen Berge und Hügel längst wieder von Dunkelheit umfungen sind, so strahlt auch Hallers Name noch heute so hell und rein wie vor hundert Jahren, und so möge er auch dem jetzigen Geschlechte und spätern Enkeln nicht nur als eine Zierde der Vergangenheit gelten, sondern zugleich Vorbild und Leuchte sein für Gegenwart und Zukunft.»



Prof. iur. und Dr. phil. h. c.
Karl Gustav König
(1828 - 1892)



Fürsprecher und Nationalrat
Dr. iur. Gustav Koenig
(1863 - 1934)

Im Jahr seines Rektorats nahm Prof. König als Delegierter der schweizerischen Universitäten an den Jubiläumsfeierlichkeiten der schwedischen Universität Upsala teil, wo ihm der juristische Doktorhut verliehen wurde. Schon 1875 war er in Anerkennung seiner philologischen Gelehrsamkeit und seiner Verdienste um die bernische Geschichte von der philosophischen Fakultät der Hochschule Bern mit der Würde eines Ehrendoktors der Philosophie bedacht worden. Für sein Ansehen in der Gelehrtenwelt des Auslandes zeugt seine Ernennung zum Mitglied des Institut du Droit International.

Am 23. Mai 1892 ist Prof. Karl Gustav König, nachdem er als Sterbender den Obergerichtspräsidenten Leuenberger um Verzeihung gebeten und sie erhalten hatte, in Bern gestorben, und zwei Tage darauf ist er mit allen akademischen Ehren zur letzten Ruhestätte geleitet worden. Den verwaisten Lehrstuhl für Zivilrecht bestieg nach ihm Eugen Huber, der Schöpfer des Schweizerischen Zivilgesetzbuches. Aus dem Nachruf, den Prof. Zeerleder in der «Zeitschrift des Bernischen Juristenvereins» schrieb, seien folgende Worte festgehalten: «Mit König schied wohl der gelehrteste Mann, den Bern seit dem großen Haller besaß, denn seine Kenntnisse erstreckten sich weit über das Gebiet der Jurisprudenz hinaus; in alter und moderner Sprachwissenschaft, Geschichte und schöner Literatur war er vollständig zu Hause, und stets stand ihm das Erlernte und Gelesene mit staunenswerter Raschheit zu Gebote. So war er denn vor allen würdig, bei der Säkularfeier von Hallers Tode 1877 ihm die Gedächtnisrede im Münster zu halten. Von seinem seit frühen Jahren betätigtem Sammelgeist zeugt die prächtige Bibliothek, die die Räume seines Hauses füllt und die mit größter Liberalität dem Lehrer, dem Studierenden wie dem praktischen Juristen offenstand.» In seinem Werk «Die Universität Bern» (1834—1934) sagt Richard Feller mit wenigen Stichworten Wesentliches über Karl Gustav König aus: «ein kritischer Geist, ein unnachgiebiger Kämpfer, eine wuchtige Persönlichkeit.»

FÜRSPRECH DR. GUSTAV KOENIG

Nationalrat
1863—1934

Der am 21. März 1863 geborene Gustav war der vierte von den fünf Söhnen des Rechtsprofessors. Er war der einzige von ihnen, der den Fußstapfen seines Vaters folgend Jurist und Politiker von ebenfalls protestantischer Prägung wurde. Er studierte Jurisprudenz an den Universitäten Bern und Leipzig, das mit einer Reihe berühmter Dozenten lange Zeit als die beste juristische Fakultät in Deutschland galt. Mit seinen Freunden, die er in der Studentenzeit in der Berner Zofingia gefunden hatte, blieb er zeitlebens verbunden. 1888 erlangte er das bernische Fürsprecherpatent und 1889 den juristischen Doktorgrad. Nach Abschluß seiner Rechtsstudien vermittelte ihm ein Aufenthalt in London die Beherrschung der englischen Sprache. Dies kam ihm bei seiner An-

waltspraxis, die er 1890 noch zu Lebzeiten seines Vaters eröffnete, sehr zu-
statten, da mancherlei Beziehungen zu den in Bern niedergelassenen Gesandts-
schaften, deren sich schon sein Vater als Fürsprecher und Professor erfreute,
auf ihn übergingen. Auch sein mit soliden juristischen Kenntnissen und großer
Gewissenhaftigkeit geführtes Anwaltsbureau kam rasch zum verdienten An-
sehen. Als Suppleant gehörte er während 14 Jahren der Strafkammer des bern-
ischen Obergerichtes an.

Rasch gelangte er als noch junger konservativer Politiker 1892 in das städti-
sche Parlament, dem er bis 1909 in Rechts- und Finanzfragen gute Dienste lei-
stete. Überlegt und furchtlos bei der Verfechtung seiner Überzeugung war er
dem Vater ähnlich, doch im Unterschied zu diesem konzilient in der Form.
Im Berner Großen Rat saß er von 1902—1910. Als Stadtbürger stellte er sich
mit großer Hingabe und Treue der Bürgergemeinde zur Verfügung. Die Ver-
waltungstätigkeit und besonders das Fürsorgewesen, das Anpacken und Lösen
von Fragen und Aufgaben, die sich in einer großen Verwaltung täglich stellen,
sagte ihm besonders zu. Er hat auch auf Grund seiner praktischen Erfahrungen
auf diesem Gebiet das für die Praxis wertvolle Buch «Das Vormundschaftsrecht
mit Berücksichtigung der burgerlichen Vormundschaftspflege in der Stadt Bern»
verfaßt. Während eines Menschenalters nahm er an den Verhandlungen des
Großen Burgerrates teil. Er war auch langjähriger Präsident der Oberwaisen-
kammer wie auch der Waisenkommission der Gesellschaft zu Metzgern, deren
Stubenschreiber und Vizepräsident er gewesen ist.

Als Nachfolger des Bernischen Regierungsrates Edmund von Steiger gelangte
Dr. Gustav Koenig 1908 in den Nationalrat und trat dort dem liberalen Zentrum
bei, das dank guter Köpfe, trotz der geringen Zahl von Anhängern, als Minorität
gleichwohl im damaligen Majorzparlament eine wichtige Funktion erfüllte.
Gustav König gehörte als Minderheitsvertreter zahlreichen Kommissionen an
und zeichnete sich als Sprecher durch eine durchdringende Beherrschung der
Materie und ein wohlthuendes Abwägen des Für und Wider aus. Das kam in einer
großen Rede deutlich zum Ausdruck, als er im Namen des Liberalen Zentrums
und als Mitglied der Vollmachtenkommission im März 1916 vor dem Nationalrat
seinen Standpunkt zu der damals herrschenden Vertrauenskrise darlegte. Es
war nach dem Oberstenprozeß, als der Graben zwischen Deutsch und Welsch
noch mehr aufgerissen wurde. Koenig stellte sich in dieser turbulenten Zeit
hinter den Bundesrat, General und Generalstabchef. Er trat mit überzeugenden
Gründen für die volle Aufrechterhaltung der dem Bundesrat erteilten Voll-
machten ein, weil dies bei den eingetretenen Beschränkungen der wirtschaft-
lichen Existenz des Landes zur Wahrung der Neutralität und Selbständigkeit der
Schweiz unerlässlich sei. Nicht die Sympathie für die eine oder andere Macht,
sondern die Art, wie diese und namentlich die Antipathie zu Tage trete und den
schweizerischen Standpunkt völlig vermischen lasse, wirke trennend. An den
Untergang des alten Bern in den Märztagen 1798 erinnernd, forderte der Redner
zur alten eidgenössischen Treue auf, wie sie sich in der ruhmvollen Schlacht

bei Murten bewährt habe, damit unser Volk die Kraft erlange, wieder zur Einheit zurückzukehren. Das Volk selbst sei nicht getrennt; es sei aber die Aufgabe der Presse, den künstlichen Graben wieder auszufüllen. Sicher haben solche im Parlament gesprochene besonnene und durch die Zeitungen im ganzen Land verbreiteten Worte kopfklärend gewirkt und dazu beigetragen, die hochgehenden politischen Wogen zu glätten.

Gustav Koenig war ein gläubiger Christ und aus seinem reformierten Glauben schöpfte er die Kraft, überall seinen Mann zu stellen, wo es nottat. Der stadtbernischen Kirche diente er im Kirchgemeinderat der Nydegg-Gemeinde und später der Münstergemeinde, die er präsidierte. Einen nicht geringen Teil seiner oft drückenden Arbeitslast beanspruchten wirtschaftliche Unternehmungen, wie die Schweizerische Mobiliargesellschaft und die Bernische Alpenmilchgesellschaft Stalden. Während vierzig Jahren war er Mitglied des Verwaltungsrates der Schweizerischen Volksbank, an deren Spitze er als Verwaltungsratspräsident trat. Man kann es nachfühlen, wie ein Mann von seiner Rechtlichkeit im Alter unter dem Unstern litt, der in den krisenhaften dreißiger Jahren über diesem Bankbetrieb stand. Standhaft im Glauben hat er die letzten Leidensjahre ertragen.

Mit seiner ihm im Jahr 1892 angetrauten Frau Emma, Tochter des Amtsnotars Emanuel Friedrich Jäggi aus Bern, und den beiden aus dieser Ehe hervorgegangenen Töchtern hat er ein Familienleben geführt, das ihm eine dauernde Quelle der Freude war. Seine als Krankenpflegerin ausgebildete Tochter Dora hat ihn in seiner langen Krankenzeit liebevoll gepflegt, und nach seinem am 26. März 1934 eingetretenen Tod durch eine Schenkung an den Bernischen Juristenverein einen «Gustav Koenig-Fonds» errichtet, durch den die idealen Bildungsbestrebungen des Vereins gefördert werden sollen. Durch diese hochherzige Stiftung hat die Donatorin ihren Vater geehrt und dazu beigetragen, die Erinnerung an einen Fürsprecher wachzuhalten, der in alten guten Traditionen seiner Vaterstadt verwurzelt, eine Zierde seines Standes war.

RENE KOENIG

Professor der Gynäkologie an der Universität Genf
1871—1957

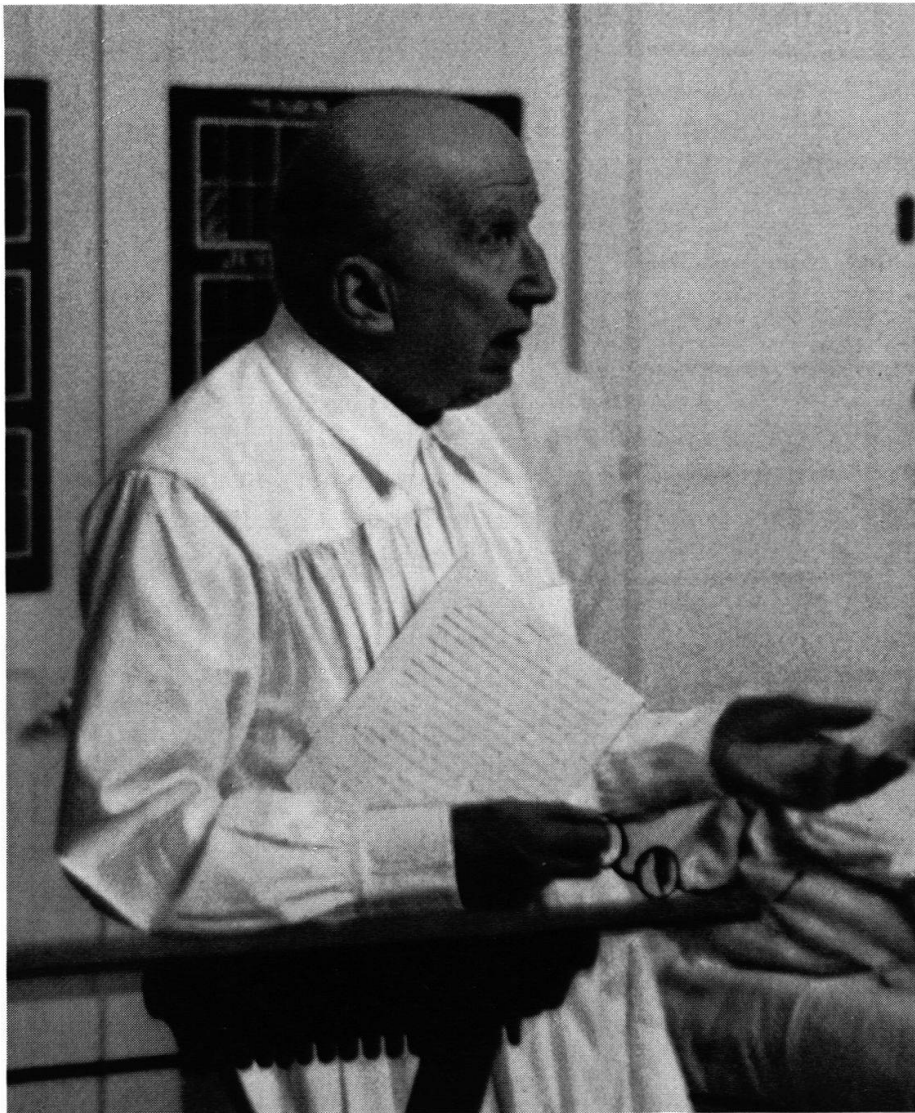
Paul René Koenig wurde am 25. Januar 1871 in Straßburg geboren, als die Stadt nach einer monatelangen Belagerung im deutsch-französischen Krieg in die Hand der Deutschen gefallen war. Er war das dritte Kind des Kaufmanns Emil Koenig. Der Großvater des Neugeborenen war der damals bereits verstorbene Amtsnotar Albert König, der ein Abkömmling der Schlossergeneration der Familie aus dem 18. Jahrhundert gewesen ist. Vom Notar ging mit seinen sechs tüchtigen Söhnen der mächtigste Familienzweig der König zu Schmieden aus.

Der Vater René's leitete in Straßburg als Direktor eine Brauerei. Nach seiner

Rückkehr nach Bern war er dort kaufmännisch tätig und erwarb später eine Ziegelfabrik in Steffisburg. In Straßburg hatte er im Jahr 1865 Emma Boeckel geheiratet. Ihr Vater und auch dessen Bruder übten dort ihre Arztpraxis aus. Es liegt daher nahe anzunehmen, daß die eminente medizinische Begabung, die René in seiner Laufbahn zeigte, von mütterlicher Seite herrührt.

Die an den Universitäten Genf, Bern und Straßburg betriebenen Studien schloß René mit einem glänzend bestandenem Staatsexamen ab und promovierte 1896 an der medizinischen Fakultät Berns mit einer Dissertation «Beitrag zum Studium der Hodentuberkulose», die in der Deutschen Zeitschrift für Chirurgie publiziert wurde, zum Doktor der Medizin. Er widmete sich nun der wissenschaftlichen Forschung am Anatomisch-pathologischen Institut Berns unter Professor Langhans, und bildete sich beim berühmten Chirurgen Professor Kocher weiter aus. In den Jahren 1899—1903 war er als Arzt an den Spitälern von Paris, Straßburg, London, Berlin, München und Dresden tätig. In London wurde er Mitglied englischer medizinischer Institute und der Ärztevereinigung. Er stand dort auch dem französischen Spital als Chef vor. Nach seiner Rückkehr habilitierte er sich an der Medizinischen Fakultät Genfs und leitete die Klinik für Geburtshilfe. Nach dem Tod von Prof. Beuttner erhielt er 1930 als ordentlicher Professor den Lehrstuhl für Gynäkologie (Frauenkrankheiten) und Geburtshilfe, den er bis zu seinem Rücktritt im Jahr 1946 innehatte. Er hat während seiner Lehrtätigkeit mehr als 150 wissenschaftliche Arbeiten, darunter solche von grundlegender Bedeutung verfaßt. Als einer der ersten Ärzte der Schweiz wandte Prof. Koenig an der Maternité in Genf die Methoden für Herbeiführung einer schmerzlosen Geburt an und erzielte mit der Anwendung von Radium und X-Strahlen bei der Behandlung des Unterleibkrebses der Frauen eine Reihe von Heilerfolgen.

Er war Begründer und Präsident einer Reihe von gynäkologischen Gesellschaften von lokaler, kantonaler und internationaler Bedeutung und leitete 1939 als Präsident einen internationalen Kongreß der Gynäkologen französischer Sprache in Lausanne. Als Honorarprofessor nahm er im Alter von über 80 Jahren noch lebhaften Anteil an einem internationalen Fachkongreß und wurde wegen seiner Vitalität von den jüngern Teilnehmern bewundert. Seine Bergtouren setzte er auch im Alter fort, um sich von seiner anstrengenden beruflichen Arbeit zu erholen. Im Burenkrieg im Jahr 1900 nahm er als sportlich abgehärteter junger Arzt im Auftrag des Schweizerischen Roten Kreuzes an einer nach Südafrika entsandten Ärztemission teil und war im Sinne Henri Dunants im Militärlazarett in Johannesburg tätig. Während des Ersten Weltkrieges leitete er als Chef-Chirurg die Lazarette für Schwerverwundete in Aix-les-Bains und Lyon. Trotz seiner großen beruflichen Erfolge und zahlreicher Ehrungen blieb Prof. Koenig seinen Mitarbeitern gegenüber stets einfach und bescheiden. Doch setzte er das durch, was er als richtig erkannte. Er hatte sich 1906 in Paris mit Muriel Eva Leaf aus Streatham (England) vermählt. Sein einziger Sohn, Dr. med. Pierre Koenig, hat sich als Spezialarzt in Genf niedergelassen, wo sein Vater, als er



Prof. Dr. med. René Koenig
Gynäkologe an der Universität Genf
(1871—1957)

1930 Professor wurde, für seine Familie das Bürgerrecht erworben hat. Professor Koenig starb im Alter von 86 Jahren am 9. Oktober 1957 in Genf.

Professor Dr. med. A. de Watteville schrieb im «Journal de Genève» in einer Würdigung des Verstorbenen, das Lebenswerk Koenigs werde dessen Namen auch zukünftigen Generationen von Gynäkologen überliefern und die Erinnerung an ihn bleibe nicht nur in den Herzen der Patienten, die er behandelte und heilte, lebendig, sondern bei allen, die den Vorzug hatten, dieser starken Persönlichkeit zu begegnen.

DAS FAMILIENWAPPEN KÖNIG

Für die Familie Roy von Romainmôtier gibt das «Armorial Vaudois» (Band II/609 und Tafel XLIX) die folgende Wappenbeschreibung: «In Blau ein goldener Rechtsschrägbalken, belegt mit schwarzem Krummschwert und von zwei goldenen Lilien begleitet,» So findet es sich auch dargestellt im Titelpuffer der Abschieds-Formulare des «Régiment Suisse de Roy» in sardinischen Diensten 1746 (vergl. «Schweizer Archiv für Heraldik» 1929 und die Kunstdrucktafel nach Seite 2 des vorliegenden Jahrgangs dieser Zeitschrift). Dieses Wappen wurde von der Berner Linie der Roy/König noch längere Zeit verwendet, bis nach 1648 mit der Schaffung der Burgerkammer und der Festlegung der burgerlichen Wappen (1648) die beiden Lilien durch zwei goldene sechsstrahlige Sterne ersetzt wurden.

Das 1932 herausgegebene «Wappenbuch der burgerlichen Geschlechter der Stadt Bern» zeigt für die 1574 in das Bürgerrecht der Stadt aufgenommenen König aus Orbe (bzw. Romainmôtier) zwei Wappen:

1. *Zweig auf Schmieden*: In Blau ein goldener Schrägrechtsbalken, belegt mit blauem Krummschwert mit schwarzem Griff, begleitet von zwei goldenen Sporenrädchen.
2. *Zweig auf Metzgern*: Wie König 1, jedoch mit silbernem Krummschwert und anstelle der Sporenrädchen zwei goldene Sterne (Vgl. Frontispiz dieses Jahrganges).

Von den in der Stadt Bern vom 13.—15. Jahrhundert bezeugten altburgerlichen Geschlechtern König/Küng kennen wir keine Wappen. Zwei in den Jahren 1840 und 1928 in Bern eingeburgerte Geschlechter des Namens König entstammen den schon im 14. Jahrhundert nachweisbaren Landfamilien König aus Wiggiswil und Münchenbuchsee; sie schrieben sich früher auch «Küng», wie das die Zweige von Konolfingen noch heute tun. Diese beiden Burgergeschlechter übernahmen bei ihrer Einbürgerung in der Stadt Bern das Wappen der Bernburger König aus Orbe, doch in geänderten Farben.